

Vom Zauber im Auge der Möwen



Klaus Siewert

Herausgeber. Gründer des Landschafts-Wettbewerbs,  
Autor und Hochschullehrer. Lebt und arbeitet im  
Harlingerland, Wangerland und in Münster/Westfalen.

# Vom Zauber im Auge der Möwen



Literarische Begegnungen mit Ostfriesland.  
Geschrieben in der Autorenresidenz  
Klaus-Störtebeker-Haus  
in Groß Holum/Neuharlingersiel 2016

Herausgegeben von Klaus Siewert  
Fotos: Gisa Kossel



**VERLAG**  
**AUF DER**  
**WARFT**

Mit freundlicher Unterstützung

# EWEL | STIFTUNG



ISBN 978-3-939211-17-4

© Verlag Auf der Warft  
im Geheimsprachen Verlag GSV Hamburg - Münster 2016  
Umschlaggestaltung: Anne Breitenbach.  
Fotos Umschlag: Klaus Siewert.  
Portraitfoto Herausgeber/Foto Autorinnen: Bärbel Ibach.

# Vorwort

---

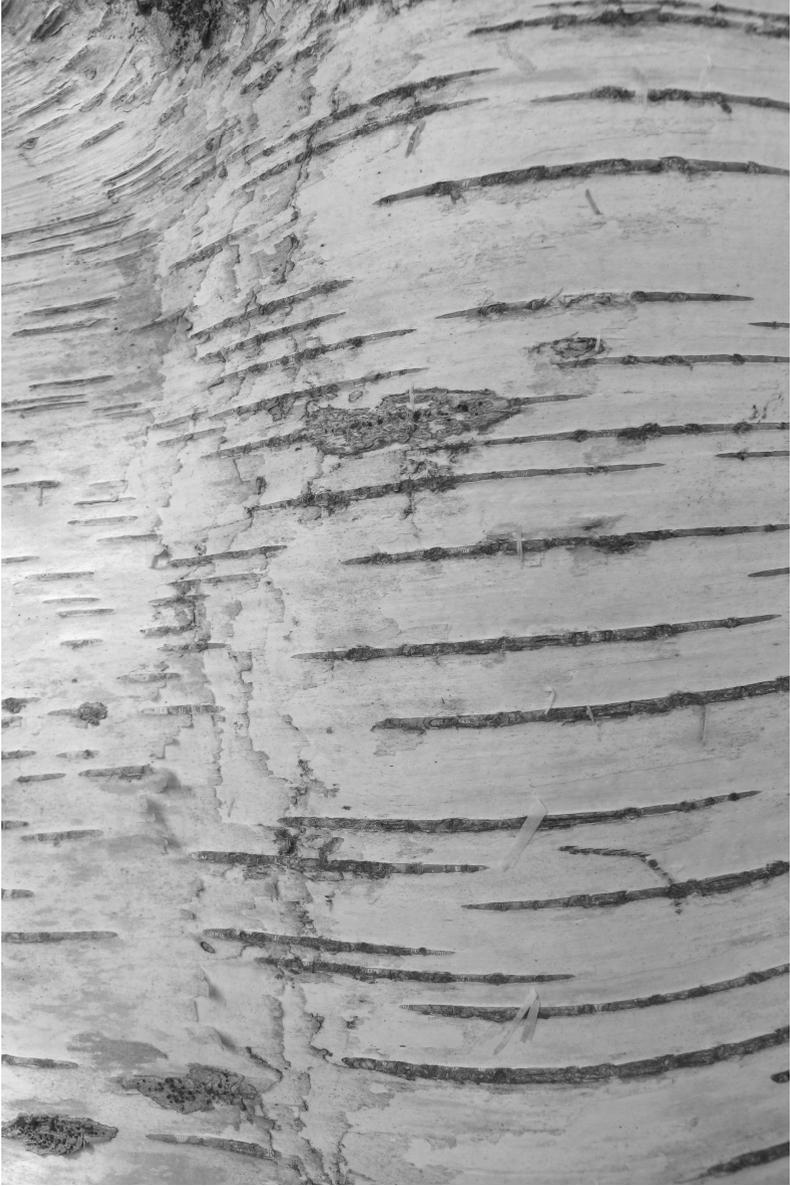
Die in dem Buch versammelten Texte sind während des Aufenthaltes der Gewinner und Gewinnerinnen des Landschreiber-Wettbewerbs im Juni 2016 in der Autorenresidenz „Klaus-Störtebeker-Haus“ in Groß Holum/Neuharlingersiel entstanden. Der Landschreiber-Wettbewerb ist 2012 erstmals ausgeschrieben worden.

Der gemeinsame Aufenthalt der Autorinnen und Autoren (Gewinnerinnen und Gewinner des Förderpreises sowie der Hauptpreise in den Sparten Prosa und Lyrik) soll im Sinne der Wettbewerbs-Statuten zu kreativem literarischem Schaffen und neuen Ideen führen. Die in der Autorenresidenz entstehenden Texte sind thematisch an die Region Ostfriesland/Westliche Nordsee gebunden und werden in regionalen Medien vorveröffentlicht.

Für die finanzielle Förderung des Wettbewerbs und der Herausgabe der Beiträge danken wir der EWE Stiftung sowie der Sparkasse LeerWittmund.



Klaus Siewert  
Gründer des Landschreiber-Wettbewerbs  
Vorsitzender der Jury  
im Juli 2016



# Inhalt

---

Gisa Kossel  
Windige friesische Limericks  
9

Gisa Kossel  
Leide  
15

Janina Michl  
Einsamkeit  
oder: Einmal Existenz ohne Alles, bitte!  
39

Jenny Schon  
*Moin!* Der kleine Unterschied und seine Mißverständnisse  
51

Jenny Schon  
Deichblick  
69

Biogramme  
75

Nachwort  
*Moin, nochmal!*  
79



Gisa Kossel

Windige friesische Limericks





## Windige friesische Limericks

Es wehte der Wind in Emden  
in den Hafen das Boot eines Fremden,  
der verlor Hab und Gut,  
doch nicht seinen Mut,  
setzte Segel aus Hosen und Hemden.

Viel Wind weht auf Norddeich-Mole.  
Damit der Mensch sich erhole,  
entflieht er dem Pott\*,  
geschafft von dem Trott  
und bringt den Ostfriesen die Kohle.

Trieb jemals der Wind dich nach Esens,  
zu dem Völkchen besonderen Wesens?  
Ist flach auch das Land,  
spricht platt der Verstand,  
Ostfriesen sind kundig des Lesens.



Der sprechende Wind in Groß Holum,  
verspricht mehr als gute Erholung.  
Er sucht jedem Wort  
den passenden Ort.  
Liekedeeler verteil'n die Belohnung.

„Ich liebe den Wind in Jever“,  
so sagte mir neulich ein Schäfer.  
Das ist Heuchelei,  
er meint: Brauerei.  
Im Rausch hinterm Deich dann schläft er.

---

\*Ruhrpott/Kohlenpott



Gisa Kossel

Leide





## Leide

Schlüssel im Windlicht auf dem Tisch unter dem Vordach, hatte er geschrieben. Der Schlüssel hakt widerborstig im Schloss, die Haustür knarrt beim Aufschieben. Eine flache Welle aus Angst und Panik lässt sich leicht wegdrücken. Ein Schlafzimmer, ein Arbeitszimmer, ein Wohnzimmer, noch ein Schlafzimmer, Bad und Küche. Eine Treppe nach oben. Auf dem Küchentisch ein rundes dunkles Brot, ein Stück Butter, ein Stück Käse im Wachspapier, eine Flasche Rotwein. Ein Zettel: Willkommen! Und das Passwort für's WLAN. Sie bricht sich ein Stück vom Brot ab, öffnet die Flasche und nimmt einen Schluck. Von der Küche führt eine doppelflügelige verglaste Tür in den Garten. Gemähter Rasen, zwei Liegen, Tisch und Stühle. Im Schuppen Kaminholz, zwei Fahrräder. Schlüssel im Windlicht ... Pauls SMS hat sie gelesen, als sie beim Haus angekommen ist und den Motor ausgestellt hat. Vier Stunden



Fahrt, den ganzen Tag Nieselregen. Wie selbstverständlich hatte sie angenommen, dass Paul da sein wird. Zum Wegfahren war es sowieso zu spät.

Sie wählt das Schlafzimmer links von der Haustür. Koffer auspacken, Laptop auspacken, WLAN einrichten. Sie hat in alle Zimmer, alle Ecken und Schränke geschaut. Nicht unter die Betten, das hat sie sich untersagt, die sind auch sowieso zu flach. Auf dem Sofa sitzen, im Fernsehen die Nachrichten sehen, dann große, düstere Häuser mit schönen Gärten in England, ein Glas Rotwein. Sie achtet nicht auf den Film. Leide heißt das Flüsschen neben dem Haus. Daran muss sie die ganze Zeit – nicht denken, die Melodie singt sich unablässig in sie hinein. *Leide, Leide, Leide, es singt dem Täubchen seinen Tod, singt Leide, mein Vöglein mit dem Ringlein rot.* Noch ist der Himmel nicht dunkel, der Mond steht im mittleren oberen Quadrat des Sprossenfensters. Sie schließt die Schlafzimmertür ab, zieht die Vorhänge

zu. *Wenns Mündel ins Körbel scheint, bind los Zachariel, zu guter Stund.* Zieht die Vorhänge sorgfältig dicht. Müde ist sie. Sie legt sich ins Bett, spürt eine kleine Zärtlichkeit für den hellen, halben Mond im Fenster, spürt den Schlaf, der sie in diesem Bett wohlwollend umgibt. Alarmlämpchen bleiben wach.

Ein Knacken. Aus dem Schlaf aufschrecken, Herzrasen, Blei in den Gliedern. Knacken, die Türklinke leise, leise, leise. Die Tür leise. Nicht atmen, nicht rühren. Jetzt kommt der Lichtstrahl der Taschenlampe, die schwere Hand auf den Mund, dann das Klebeband über den Mund, mit Kabelbinder die Hände zusammen, die Füße zusammen. Nein, ist nichts, schchchch. Die Fäuste ballen, die Beine anziehen und strecken, ausatmen, ausatmen. Die Nachttischlampe anknipsen. Nichts, es ist nichts. Schatten. Der Wind. Die Beine aus dem Bett stellen, zur Toilette gehen. Die andere ist nicht gekommen. Die Tür zum

zweiten Schlafzimmer steht immer noch offen.

Paul hatte am Telefon gesagt: *Fahr hin. Vergiss. Schreib auf, schreib es weg. Raus aus deiner Wohnung, raus aus deinen Erinnerungen. Die Landschaft hier heilt. Das Haus ist stark und gesund. Neu und stark kommst du wieder nach Hause. Noch eine Frau wird da sein und wird auch schreiben. Es ist ein gutes Haus zum Schreiben.*

Sie macht Licht im Arbeitszimmer, steht vor Pauls großem altem Schreibtisch und den hohen Bücherregalen, hockt sich auf einen Stuhl, schaut auf die vielen Bücher, die mit den Ursprüngen und der Erforschung von Sprache zu tun haben, und die vielen Bücher, in denen all´ die Großen sich mit ihrer Sprache ausgedrückt haben. Kafka nimmt sie in die Hand und Ingeborg Bachmann, Panikgeschwister. Und Grimms Märchen. Sie sucht nach dem einen Märchen und findet es natürlich.



Geht in ihr Schlafzimmer zurück.

Weiterschlafen. *Hüte dich, sagte Joringel, dass du nicht so nahe ... Sie waren so bestürzt, als wenn sie hätten sterben ... Eine Nachteule mit glühenden Augen flog dreimal um sie herum und schrie dreimal schu, hu, hu, hu. Er stand da wie ein Stein, konnte nicht weinen, nicht reden, nicht Hand noch Fuß regen.* Genau so war es gewesen. Alles um sie herum hatte schon *hüte dich* gesagt, bevor die Türklinke sich bewegt hatte. Genau so bestürzt war sie gewesen, konnte nicht schreien, sich nicht regen. Schlafen und träumen. Und ist aufgewacht, da war der Morgen schon rot.

Den Schlüssel legt sie in das Windlicht auf dem Tisch unter dem Vordach und fährt los mit dem Fahrrad. Die Beine bewegen, in die Pedalen treten, tief atmen, keuchen tut gut. Der Wind biegt die Büsche, lässt die Bäume tanzen. Die Sonne steht tief, Tausilber auf den Gräsern, in den Blüten. Raps und Hah-



nenfuß, Holunder, in den Gärten Rosen und Päonien rot, blutrot. Der Deichstrich ist eine Straße, die überquert die Leide. *Sing Leide, Leide... Da fand er am frühen Morgen die blutrote Blume. In der Mitte war ein großer Tautropfen, so groß wie die schönste Perle.* Rechter Hand läuft die Deichlinie mit. Bauernhöfe, Deichhöfe, Reiterhöfe, Ferienhöfe. Die Orte heißen Klein- und Groß- und Ost- und West-Soundso. Ein Weg führt zum Deich hin und dann schräg hinauf, Schafköddelpflasterung, kurzgebissener Grasdeich und davor, schräg, eine Asphaltstraße von Ost nach West den ganzen Außendeich entlang, soweit das Auge reicht. Kein Meer. Bühnen, Schlick, Schlamm, Seepocken, kleine Sandstreifen mit Muscheln. Weg ist das Wasser, Ebbe-Öde. Sie legt sich ins Gras auf den Deich, auf ihr ausgebreitetes Regencap und den Anorak, auf die Schräge mit dem Blick auf das graue Nichts und den hohen blauen Himmel.



Wie stellt Paul sich das vor: Aufschreiben, alles wegschreiben. Sie hat in ihrem Haus Jalousien anbringen lassen an den Fenstern und der Terrassentür und einen zusätzlichen Riegel für die Haustür. Da steigt jetzt keiner mehr ein. Aber die Schlafzimmertür! Wenn sie im Bett liegt, sieht sie, wie sich die Tür öffnet, sie sieht den Lichtstrahl der Taschenlampe, sie sieht den massigen Körper. Sie riecht Angstekelschweiß. Die Hand, diese Hand auf ihrem Mund, das Erstarren, Erstickten – jetzt liegt sie im Wind, in der Stille, in den Möwenschreien auf dem Deich und schläft ein.

Aufschrecken. Eine Berührung. Herzrasen. Die Anorak-Kapuze weht und bewegt sich, hat sie an der Stirn berührt. Nichts, nichts. Aufs Rad und weiterfahren, immer nur weiter. Jetzt gegen den Wind. Vom Deich runter, über den Zauntritt steigen, mühsam das Fahrrad über den Zaun heben. Über die



Brücke – randvoll ist die Leide – zurück zum Haus, da ist es Mittag.

Ein anderes Auto steht neben ihrem auf dem Hof. Das zweite Fahrrad ist weg. Der Schlüssel liegt im Windlicht. Die Tür zum zweiten Schlafzimmer ist zu. Auf dem Küchentisch steht ein Teller, steht eine benutzte Kaffeetasse, liegt ein Zettel. Sie kann solche unleserlichen Handschriften überhaupt nicht leiden. *Hallo, bin mit dem Fahrrad unterwegs. Bis später.* Die Unterschrift kann sie nur raten. *Jana.*

Sie belegt zwei Scheiben Brot mit Käse, kocht Kaffee. Sitzt im Liegestuhl im Garten. Das ununterbrochene Erzählen der Vögel rundherum in den Büschen, in Richtung Deich drei Baumriesen, Weide silbrig, Esche fiedrig, Birke quirlich, ein Heckenrosenbusch über und über blühend, partyzeltgroß, mit Brautstraußkraut dekorativ gemischt – weißer Wiesenkerbel, dahinter Beinwellpflanzen rauhzungig, großbuschig, ein Graben und

dann weit, weit nichts als Grün bis zum Deich. Eine Amsel im hohen Birnbaum. Eine mit Steinen gebaute Feuerstelle. Das Haus mit wildem Wein bewachsen bis zum Dachfirst. Schwalben im Nest unter dem Vordach. Dohlen im Schornstein. Unendlich viel Luft zum Atmen. Und der Wind, der ewige Wind, die Sonne und der Himmel mit Schleierwolken. Unruhewind, sie muss wieder aufs Fahrrad, mehr sehen, diesmal durch Raps und Roggen Richtung Osten, am Sieltief entlang, in das die Leide hinein geflossen ist, und kommt irgendwann wieder zum Deich und zum Strand. Will noch nicht zurück, sitzt im Hafencafé und isst eine Fischsuppe. Und dann noch einen Walnusseisbecher. Auf dem Asphaltdeich radelt sie zurück nach Westen, die Sonne steht tief. Schwarzer Bühnenbasalt und flüssiges Lichtsilber. Da hinein und unendlich weiter. Unendlich weiter in diese Schönheit und Stille. Es ist Abend, als sie zum Haus kommt.

Beide Autos stehen nebeneinander, das zweite Fahrrad ist wieder da, der Schlüssel steckt in der Haustür, die Tür zum zweiten Schlafzimmer ist geschlossen. Auf dem Zettel auf dem Küchentisch steht jetzt noch etwas: *Ich schlafe jetzt. Bitte nicht stören. Jana.* Wieder nur mühsam hat sie das entziffern können. Sie setzt sich mit dem Rotwein in den Garten. Sie kennt diese Jana nicht, aber es ist ein gutes Gefühl, dass hier jemand ruhig schläft. In den Büschen schwatzen und rascheln die Kleinen. Hoch im Birnbaum erzählt ruhig die Amsel. Schreiben. Wie denkt Paul, der Sprachkenner, der Menschenkenner sich das? Was sollte sie denn schreiben? Nachts wieder ruhig schlafen können, das will sie. Sie geht ins Haus, verriegelt alle Türen und Fenster und geht schlafen.

Ein Geräusch? Immer sofort das Erstarren und Herzrasen. Nichts, es ist doch nichts. Sie macht die Nachttischlampe an. Zur Toilette



durchs Wohnzimmer, durch ... in der Küche brennt Licht. Am Küchentisch sitzt ein Mann. Starre und Zittern. Er dreht ihr sein Gesicht zu, lächelt: *Hallo, ich bin Jan*. Starre, Festhalten am Türrahmen. Er deutet auf den Zettel auf dem Tisch, lächelt: *Jan*. Braune Haare zum Zopf zusammengenommen, dunkler Bart, großer, massiger Körper, ein weiter Pullover, verwaschene Jeans. *Setz' dich doch*, sagt er. *Paul hat mir gesagt, dass eine Frau kommt. Jana, hab ich gedacht*. Böse und heiser klingt ihre Stimme. *Komm, setz' dich doch, ich erklär' dir alles*, sagt er.

Radeln und Wind. Sie sieht ihn schon von weitem, wie er zu seinem Briefkasten an der Straße geht, einen Brief herausnimmt, zu ihr schaut, prüfend in den Himmel schaut und wieder wie beiläufig hin zu ihr, ein alter Bauer vor seinem Hof. *Moin. Moin. Sie haben Glück heute Morgen*. Das ist Rhetorik!, denkt sie anerkennend. Natürlich steigt sie vom

Rad und fragt, *wieso?* – *Weil es heute Nachmittag Regen gibt.* Grau ist es. Die Windräder auf langem Stiel verschwinden in der Grauwolkenwolke und drehen Nebelfäden. Sie ist heute nicht zum Deich geradelt. Am grauen Strand, am grauen Meer – nein, lieber in die Felder. An einer alten Windmühle ist sie vorbeigefahren, dann an einzelnen Bauernhäusern. Er fragt, wo sie denn jetzt herkommt. *Das waren 3 Kilometer, sagt er, noch 3 bis zum Ort und der Abzweigung, und dann 4 zurück, macht 10 Kilometer.* Wo sie denn wohnt. *So, so, im Schriftstellerhaus wohnt sie. Das hat früher mal einem Zimmermann gehört.* Und dann sagt er: *Ich schreibe auch.* Da schiebt sie ihr Fahrrad über die Straße `rüber zu ihm. Er schreibt Tagebuch, jeden Tag. *Heute: Grau, 13 Grad. Nils hat Roggen gesät. Annika, jüngste Enkelin ... Die Milchbauern ...* Ommo, heißt er, *O M M O, den Vornamen kennt keiner. In russischer Kriegsgefangenschaft kannten sie den Vornamen nicht, da hab ich*

*mich Arno genannt. Das hätte auch schief gehen können, sagt er, ist aber gut gegangen. Ich hab' schon was erlebt.*

Radeln und Wind. Roggen, Rotdorn, roter Klee. Weißdorn, Weizen, Wiesenkerbel. Goldregen. Flieder und Schneeball. Päonien. Ein Feld mit Krähen. Ein Feld mit Möwen. Lerchen. Spatzenvolk in den Hecken. Häuser und Gärten. Ein ausgestopfter Fuchs auf einem Fensterbrett. Päonien rot. Radeln und Wind. Den Küchentisch von gestern Nacht, den hat sie gleichzeitig noch vor Augen. Eigentlich hatte seine Schwester kommen wollen, dann konnte die aber plötzlich nicht, und da ist er gekommen. Jan, sollte das heißen, was er da geschrieben hat. Nur für einen Tag und eine Nacht will er bleiben, er kennt sich hier aus. Und braucht immer wieder mal einen Tag und eine Nacht hier. Nach dem Frühstück muss er weiter. Er redet, erzählt mit ruhiger Bärenstimme, hängt eine Geschichte an die andere. Sie



hört zu. Rotwein trinken sie. Und dann erzählt sie irgendwann von sich und erzählt ihm von dem Erlebnis vor einem Monat, das ihr in den Knochen steckt, in dem sie steckengeblieben ist. Sie kann nichts dagegen tun. Erzählt von dem Leide-Flüsschen neben dem Haus und dem Märchen, an das sie sich sofort erinnert hat. Wo es auch um einen bösen Zauber und Erstarren geht: Jorinde und Joringel. *Und alles, was er mit der roten Blume berührte, ward von dem Zauber frei.* Frei von ihrem bösen Zauber möchte auch sie wieder sein.

Radeln und Wind. Als sie aufgewacht ist, war es schon nach elf. Langsam ist sie zu sich gekommen, hat sich erinnert und ist aus dem Bett gesprungen. Ihre Zimmertür war nicht abgeschlossen. Auf dem Küchentisch standen zwei leere Flaschen, zwei Gläser, viel beschriebenes Papier lag da – und mitten darauf das, was sie sofort gesehen hat, als sie in die Küche kam: die Päonie, blutrot. Ihr

ist alles wieder eingefallen. Sie hat erzählt, er hat gefragt, sie hat alles auf Zettel geschrieben, mit unordentlicher Schrift, kreuz und quer. Die Hand. Geräusche. Angstherz. Daueralarm. Totstellmechanismus. Mund. Versteinerter Magen. Gliederstarre. Luftnot. Lauter eng beschriebene Zettel. Sie erinnert sich, wie er dann gesagt hat, warte mal, rausgegangen ist und mit der Blume wieder reingekommen ist und ihr die gegeben hat. Ein Zettel liegt da zwischen den anderen, mit seiner Schrift in großen gut lesbaren Buchstaben: *DA WARD SIE VON DEM ZAUBER FREI.*

Radeln und Wind. Roggenfelder, roter Klee und Rotdorn an den Wegrändern. Ihr Handy klingelt. Die Polizei. Er hat wieder versucht, bei ihr einzubrechen, derselbe. Durch die Kellertür. Aber sie haben ihn. Auf frischer Tat ertappt, weil die Nachbarin es beobachtet hat. Ziküth, Vögel gibt es hier viele.

Janina Michl

Einsamenkeit

oder: Einmal Existenz ohne Alles, bitte!





## **Einsamenkeit**

**oder: Einmal Existenz ohne Alles, bitte!**

Also fuhr ich an die Nordsee, um ein Fest zu feiern und fühlte mich doch schrecklich alleine dabei. Es war ein grauer Sonntag, meine Freunde hatten sich zu einem Treffen verabredet und ich wollte jetzt viel lieber bei ihnen sein, als wegzufahren. Als der erste Zug dieser achtstündigen Reise es hinbekam, mit fünf Minuten Verspätung meine komplette Verbindung in den Boden zu stampfen, verstärkte sich dieses Gefühl noch unheimlich. Zwölf Stunden bin ich unterwegs gewesen und sieben mal umgestiegen, schöne Scheiße. Äh ja, meine Laune war schlecht und die geliebte Hügelbaumlandschaft des Südens verebbte in den 160 km/h, die mich immer weiter ins flache Niemandsland trugen.

Aber ich hatte schließlich einen Grund.

Deshalb schob ich meine Laune wie einen



Schleier beiseite und lugte ab und zu dahinter hervor: Felder, soweit das Auge reichte. Eine Weite, in der man sich verlieren konnte, und da war es endlich auch – das Meer. Dieser eine triftige Grund, weshalb es die gesamte deutsche Bevölkerung ein ums andere Mal in die oberen Ecken des Landes zieht.

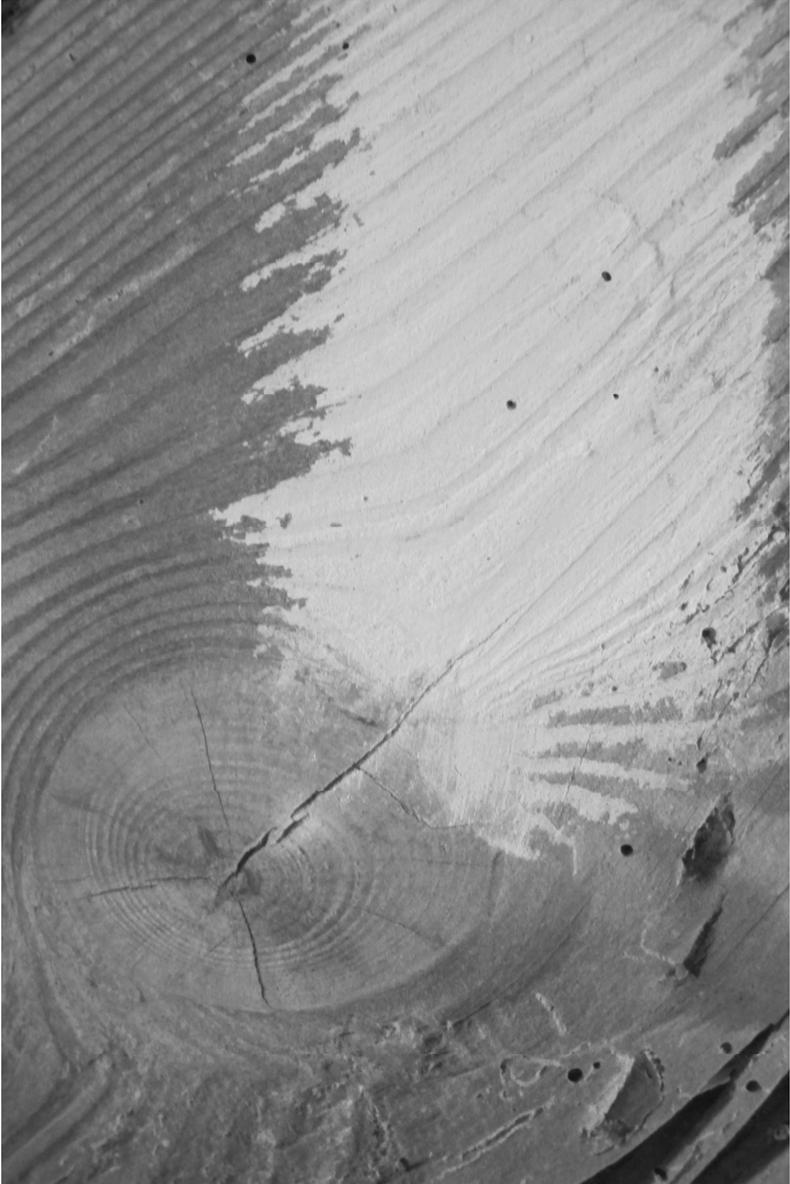
Sieben Uhr abends, Füße aus dem Bus, einatmen. Die Luft hier schmeckt anders. Ich lasse sie mir auf der Zunge zergehen und lecke sie mir von den Lippen. Sie ist köstlich. Der Gedankenschleier meines trüben Gemüts weht mit der steten Brise davon. Ein Stück Wiese mit Haus und Schlafplatz. Das ist also mein neues Zuhause, zumindest für die nächsten paar Tage. Ich kenne die Positionen der Lichtschalter nicht, suche verzweifelt das Bad und fühle mich furchtbar beziehungslos. Kein Mensch, den ich kenne. Kein einziger Ort in der Umgebung, der mit einem konkreten Ziel belegt ist. Was um Himmels Willen soll ich denn hier? Freunde nicht da, die Routine

auch nicht, der Alltag blieb daheim. Unruhig schwingen ich mich auf das Rad und fahre ans Wasser. Ich setze mich in den Windschatten eines Strandkorbes und – atme. Atmen ist gut. Eine Möwe setzt sich zu mir mit einem Sicherheitsabstand von zwei Metern. Sie kennt mich gar nicht, fällt mir da auf. Diese Möwe weiß nichts davon, dass ich gerade mal eine Stunde hier oben bin und überhaupt nicht weiß, was ich hier eigentlich soll. Aber sie fragt mich nicht nach meinen Zielen und auch nicht nach meiner Daseinsberechtigung. Sie sieht mich einfach an und hofft, dass ich ein paar Brotkrumen für sie habe. Alles andere interessiert sie nicht. Mein Blick sucht ihre Augen und die sind tief. Ich lasse mich in sie hineinfallen, ruhe mich darin aus. Und in ihren Augen fühle ich meine Existenz. Hinter meinem Rücken löst sich die Vergangenheit langsam auf. Alle vertrauten Verbindungen, die ich zur Welt so habe. Sie gibt es gar nicht, sie entspringen der Illusion meines Geistes, der diesem Körper

eine Geschichte andichtet, die Geschichte meines Lebens. Für die Zukunft dichtet er eine hinzu und ich – ich bin dann nur noch das dazwischenhängende Bruchstück dieser zwei Welten. Ein menschlicher Fleischklops in der geöffneten Schere von Vergangenheit und Zukunft.

Aber es ist die Möwe, sie lockt mich zurück, sie holt mich. Ihre dunklen Augen ziehen mich in das Mysterium meiner Gegenwärtigkeit hinein.

Kleine Möwe, sage ich zu ihr, wusstest du, dass wir alle bloß ein Haufen Atome sind, die durch Anziehungskraft zusammenhalten? Wusstest du, dass dieser Raum der Anziehung zwischen den einzelnen Atomen größer ist, als die Atome selber sind und wir deshalb eigentlich sogar bloß ein Haufen *Nichts*? Uns beide gibt es gar nicht, rufe ich ihr zu.



Die Möwe steht da und guckt mich an und wägt wohl gerade ab, ob ich nun noch einen Brotkrumen für sie habe oder nicht. Was bleibt denn dann?, frage ich sie. Die Möwe bewegt sich nicht. Was bleibt, wenn ich alle Hirngespinnste loslasse und ich mich kopfüber in die Beziehungslosigkeit meines Daseins hineinstürze? Die Möwe bewegt sich nicht. Aber ich, ich laufe in ihren Augen zurück nach Hause in meine Heimat. Und diesmal ist das nicht mehr der Ort, an dem ich geboren bin. Es ist nicht da, wo meine Freunde sind oder mein Alltag auf mich wartet. Nein, ich meine wirklich nach Hause – in die einzige Wahrheit meiner Existenz hinein. Nämlich *ich bin*. Denn was übrig bleibt, ist Energie. Eine Energie, die ich mit allem teile. Mit der Möwe, dem Sand unter meinen Füßen, dem Meer und allem, was mein Gehirn benennen kann. Das Universum weiß nichts von diesen Begriffen – es ist selbst die Anziehungskraft, aus der die verrücktesten Formen entstehen. Sie fügen sich zwar zu-



sammen, zu Janinas und Sandstränden und Weltmeeren, aber im Grunde sind wir alle aus dem selben Stoff gemacht.

Und so befindet sich zwischen den Schenkeln der Schere einer erdachten Vergangenheit und einer gesponnenen Zukunft – da befindet sich das Portal zum ganzen Reichtum dieser Welt. In den Augen meiner Möwe liegt der Schatz meines wahren Wesens begraben, still und unbewegt. Er ist weder zeitlich noch räumlich begrenzt und das, obwohl er nur hier und jetzt ist.

Entstanden. Entstanden bin ich mal aus einem Samen, sage ich meiner Möwe. Aber verbunden bin ich mit Allem.

Also fahre ich an die Nordsee, um das Fest meiner Einsamenkeit zu feiern und fühle mich erst mal schrecklich alleine dabei. Aber das macht nichts, denn das ist bloß die Hürde meines Gehirns. Es hat Angst vor der Auflösung aller Strukturen, denn es weiß nichts von der Illusion, die dahinter steckt. Es weiß nicht, dass Eins und Alles dasselbe ist.

Es bringt auch nichts, ihm das erklären zu wollen, weil – der Verstand hat keinen Zutritt zum Mysterium. Deshalb ist es voll in Ordnung, dass ich nun schlechte Laune habe, wo ich im Zug sitze und meine geliebte Hügelbaumlandschaft des Südens verebben sehe. Das einzig Wichtige ist, dass ich trotzdem über diesen Schatten meiner Angst springe, die mich danach im flachen Niemandsland ausspuckt. Rastlos fahre ich ans Wasser und dort, in den Augen einer Möwe erinnere ich mich schließlich an meine wahre Heimat.

Jenny Schon

*Moin!*

Der kleine Unterschied und seine  
Missverständnisse





***Moin!***

**Der kleine Unterschied und seine  
Missverständnisse**

Auf der Suche nach dem Friesischen, wie mir vom „Landschreiber“ angetragen, finde ich Plinius den Älteren, der 47 n.Chr. die Nordseeküste und Ostfriesland bereiste. Er war römischer Geograph und schrieb auf, was er sah:

»Gesehen haben wir im Norden die Völkerschaften der Chauken, die die größeren und die kleineren heißen. In großartiger Bewegung ergießt sich dort zweimal im Zeitraum eines jeden Tages und einer Nacht das Meer über eine unendliche Fläche und offenbart einen ewigen Streit der Natur in einer Gegend, von der es zweifelhaft ist, ob sie zum Lande oder zum Meer gehört.

Dort bewohnt ein beklagenswertes Volk hohe Erdhügel, die mit den Händen nach dem Maß der höchsten Flut errichtet sind. In ihren erbauten Hütten gleichen sie Seefahrern, wenn das Wasser das sie umgebende Land bedeckt, und Schiffbrüchigen, wenn es zurückgewichen ist und ihre Hütten gleich gestrandeten Schiffen allein dort liegen. Von ihren Hütten aus machen sie nach dem Zurückweichen des Meeres Jagd auf die zurückgebliebenen Fische. Ihnen ist es nicht vergönnt, Vieh zu halten, sich von Milch zu ernähren wie ihre Nachbarn, ja nicht einmal mit wilden Tieren zu kämpfen, da jedes Buschwerk fehlt.

Aus Schilfgras und Binsen flechten sie Stricke, um Netze für die Fischerei daraus zu machen. Und indem sie den mit den Händen ergriffenen Schlamm mehr im Winde als in der Sonne trocknen, erwärmen sie ihre Speise und die vom Nordwind erstarrten Glieder durch Erde. Zum Trinken dient ihnen nur Regenwasser, das im Vorhof des Hauses in Gruben gesammelt wird.

Und diese Völker sagen, wenn sie heute vom römischen Volk besiegt werden sollten, seien sie dann Knechte. In Wirklichkeit aber ist es bei ihnen so: Das Schicksal schont viele, um sie zu strafen!«

*Schilderung des römischen Schriftstellers und Geographen Plinius der Ältere, der um 47 n. Chr. die Nordseeküste und das heutige Ostfriesland kennenlernte*

Um 95 n. Chr. schreibt auch Tacitus in der Germania, Kapitel 35, über die Chauken als Küstenbewohner und Nachbarn der Friesen. Sie sind also nicht identisch, Friesen und Chauken, aber offensichtlich beide in der noch wasserdurchfluteten Marsch und an der Ems zu Hause.

Jedenfalls denke ich, mach´ ich es den antiken Herren gleich und schau´ nach, wie die Friesen mit den Naturgewalten kämpfen in einer Gegend, von der es zweifelhaft ist, ob sie zum Lande oder zum Meer gehört. Die Chauken sollen ja um 500 n. Chr. verschwunden oder in den Sachsen oder Friesen aufgegangen sein.

Auf dem Deich kann ich mich überzeugen, dass es sehr wohl eine Trennung zwischen Land und Meer gibt, also keine antiken Zustände.

Hör ich zwei Männer sprechen.

Kannitverstan, hab´ ich mal als Kind in einer Geschichte gelernt, die im Holländischen spielt.\*



Als im Rheinland Aufgewachsene kann ich Kölsch und ein wenig holländisch verstehen, zumal eingeheiratet wurde in der Verwandtschaft.

Nein, holländisch ist es nicht. Sagt, angesprochen, der eine: Plattdüütsch, wir kommen aus Werdum, im Ostfriesischen gelegen, also einen Ort weiter von hier. Es gibt auch noch Friesland, das ist östlich von Ostfriesland, nämlich um Jever.

Ja, das kannte ich vom Bier her, als ich noch welches trank mit meinen Heidscher Jungs, wo ich oft in den Ferien war, als Westberlin noch eingesperrt und die Lüneburger Heide ein Wochenendvorort war.

Die Männer auf dem Deich klönten weiter, ihre ein paar Meter weiter wegstehenden Frauen sprachen hochdeutsch, soweit ich das mitkriegte. Einer der Männer meinte noch abschließend, ihre Familien und einige andere sprächen noch plattdüütsch, aber die Kinder schon nicht mehr.

Alle, mit denen ich darüber sprach, meinten, die Kinder würden es verlernen, weil sie draußen arbeiten. Draußen arbeiten war früher im Ruhrpott arbeiten, aber auch in Hannover oder Berlin, denn Ostfriesland war mal hannoverisch, mal preußisch.

Im Sielhof begrüßt einen der leidige Wilhelm zwo, dieser Operettenherrscher, der mit der Flotte spielte, um es seinen Verwandten in England gleichzutun, insonder von Wilhelms-haven aus, und eines Tages Krieg-Spielen und echten Krieg nicht mehr unterscheiden konnte.

Im Sielhof wühle ich mich ins Friesische mit seinen Walross-Schnitzereien und auch in die wenigen Bücher auf plattdüütsch.

Da finde ich das Gedicht „Möi“ in dem Band „Kört un knapp“ von Hans Hermann Briese. Ich zeige es der Bibliothekarin, „was heißt das?“, frage ich.

Das heißt „schön“.

Wir übersetzen:

*Möi – Schön*

*Sien Hart was swaar – Sein Herz war schwer  
un he was möi – und er war schön  
to hören – zu hören*

*Sien Hart was vull – Sein Herz war voll  
un he was möi – und er war schön  
to kieken – zu gucken*

*Sien Hart dunn seer – Sein Herz tat weh  
un he was möi – und er war schön  
to föhlen – zu fühlen*

*Sien Hart was broken – Sein Herz war  
gebrochen  
he was to möi – er war zu schön  
to möi – um schön zu sein*

Ich sage zu der Bibliothekarin: das ist aber eine komische Moral der Geschichte. Und was heißt moin?



Ja, auch schön. Aber Sie können ja die Männer am Schöpfwerk fragen, die dort jeden Abend ab 17 Uhr sitzen, die können alle noch plattdeutsch.

Und was sagt man für Auf Wiedersehen?  
frage ich weiter.

Halde munte – halt dich munter, antwortet sie.

Moin, sag´ ich zum Abschied.

Ich hab´ die Männer auch schon beim Klön-  
snaken beobachtet, die da jeden Abend  
sitzen wie eine altgewordene Phalanx und  
die Segel gestreckt haben. Nie habe ich eine  
Frau bei ihnen beobachtet, das lässt mich auf  
uraltes patriarchales Versammlungsrecht  
schließen, frage ich also: Falls ich als Frau  
was fragen darf?

Wenn Se nich zu lange fragen...! sagt einer,  
der sitzt, wohl der Sprecher der Gruppe.

Ich hab hier ein Gedicht.

Ein Mann, der steht, nimmt das Gedicht  
„Möi“ und liest.

Das ist schon mal falsch geschrieben, sagt er, schön schreibt man möie, er betont das Ende.

Der Gruppensprecher: Zeig mal. Auch er liest. Jo, das is falsch geschrieben, schön muß möei geschrieben werden, er betont das Ende noch stärker.

Um nicht in einen unendlichen Sprachenstreit zu geraten und wie versprochen, mich kurz zu halten, frage ich, und Auf Wiedersehen heißt halde munte?

Übersetzt: Halt die Klappe.

Die strengen Patriarchen lachen schallend. Da das Problem noch nicht geklärt ist, frage ich am nächsten Tag meine Masseurin, deren Tochter Sprachen studiert hat.

Mir wurde gesagt, möi heiße schön und sei die Begrüßung der Friesen.

Möi, antwortet sie, heißt schön, aber die Begrüßung der Friesen heißt moin und das bedeutet: Hallo!

Ich gehe wieder zu den Männern, später erfahre ich, dass ich damit als Frau wirklich ein Sakrileg begangen habe.

Ich bekomme unterschiedliche Antworten auf meine Frage, was moin bedeutet, nun frage ich die hochherrliche Runde, was heißt es? In Berlin zum Beispiel sagt man, dass die Sylter auch abends, und zwar zweimal, moin moin, also morjen sagen.

Sagt der Sprecher der Gruppe, die Sylter reden zu viel!

Meine Frage bleibt damit unbeantwortet.

Ich gebe mich aber nicht geschlagen, weil ja auch das Gedicht „Möi“ keinen richtigen Sinn ergibt nach meinen bisherigen Recherchen.

Geh´ ich noch mal in die Bibliothek, eine andere Bibliothekarin, zeige ihr das Gedicht „Möi“, das soll schön heißen, füge ich an.

Sagt auch sie, das ist falsch geschrieben. Sie schmeißt den PC an, sucht in einem digitalen friesischen Wörterbuch.

Mooi gleich schön, wird mit zwei O geschrieben, gibt aber gar keinen Sinn,



es muß mööi heißen mit zwei Ö und heißt müde.

Jesses, sage ich, das ist ja wirklich was total Anderes, also übersetzen wir das Gedicht erneut, und zwar mit „Mööi - Müde“.

*Mööi*

*Sien Hart was swaar  
un he was mööi  
to hören*

*Sien Hart was vull  
un he was mööi  
to kieken*

*Sien Hart dunn seer  
un he was mööi  
to föhlen*

*Sien Hart was broken  
he was to mööi  
to mööi*

Vor Freude, den Sinn endlich begriffen zu haben, sage ich, das klingt ja ähnlich wie im Kölschen und ich schreibe auf:

*Mööd*

*Sin Hätz wor schwär  
un hä wor mööd  
to hüren*

*Sin Hätz wor voll  
un hä wor mööd  
to luren*

*Sin Hätz dät wih  
un hä wor mööd  
to föhle*

*Sin Hätz hät ping  
un hä wor to mööd  
to mööd to sin*

Gehen Sie aber vorsichtshalber noch mal zu Frau Hansen runter, sagt die Bibliothekarin, die ist eine Expertin für Plattdüütsch. Also suche ich sie und sie sagt, ja, mööi ist müde und mooii ist schön, und der Friese grüßt sich mit moin, also mit schön, und das morgens, mittags und abends, zu der besonderen Schreibweise weiß auch sie nichts.

Nun erfahre ich des Abends von unserem Professor, woher das „N“ beim „moin“ kommt. Das sei der Akkusativ Singular: „Schönen Tag!“, den Tag lässt der Friese weg.

Nach dem, was ich bei den Sielmännern am Schöpfwerk gehört habe, wär´ das auch des Guten zu viel. Denn der Ostfrieese redet ja offensichtlich nur die Hälfte von dem, was die Nordfriesen so zusammenreden.

Als ich beim Abschied meiner Zimmerwirtin davon erzähle, sagt sie: Ja, moi heißt schön, aber moin einfach Hallo, und so was wie einen Akkusativ hat das Ostfriesische überhaupt nicht!

\* *Kannitverstan* ist eine Kalendergeschichte des deutschen Dichters Johann Peter Hebel, die erstmals 1808 im *Rheinländischen Hausfreund* erschien.

Nach ihrer Rückkehr nach Berlin ein Nachklang:  
„Vorhin sah ich eine Boutique im Off-Kudamm-Bereich mit dem Namen Mooi, geh ich rein und frage, ob sie Ostfriesen seien, nein Norweger! Mooi heißt hübsch auf norwegisch, meint sie. Gruß Jenny“ (E-Mail vom 22. Juni 2016)

Jenny Schon

Deichblick





## **Deichblick**

Am Deich gesessen  
Wind bewegt  
mich nach Spiekeroog geträumt  
zu den weißen Dünen

Den Schwalben  
Auftrieb gegeben  
als sie flogen  
an meine Wand  
aus Widerstand  
gegen Nähe

Mutterschafe blöken  
auf dem Deichkamm  
ihre Jungen huschen  
durch hohes Sommergras  
wilde Margeriten und  
Butterblumen  
erinnern an Kindheit

Im Kutterhafen  
ein Fischbrötchen gegessen  
für die Krabben  
kam ich zu spät, oft

zu spät gekommen  
und vom Leben  
bestraft – auch  
der weite Blick  
aufs graue Meer  
kann nicht trügen  
ich muß zurück  
in den Alltag







## Biogramme

---



Gisa Kossel (links), Janina Michl und Jenny Schon  
im „Sielhof“ in Neuharlingersiel am 2. Juni 2016

*Gisa Kossel*

1944 geboren in der Nähe von Dresden, aufgewachsen in Göttingen, Pharmazie-Studium in Braunschweig. Apothekerin. Drei Kinder, zwei Enkelkinder. Lyrik und Kurzprosa. Collagen und Fotos. Lebt in Oldenburg. Mitglied der Autorengruppe WORTSTATT Oldenburg.

Veröffentlichungen:

„Meine Insel“ – Gedichte und Fotos, Sujet Verlag, Bremen, 2011.

„Meyers Saal und Meyers Küche“ – literarisch-kulinarische Menüs, Isensee Verlag, 2012.

„Ein Mops kam in die Küche“ – Gedichte, Hg, Isensee Verlag, 2012.

Text zu „Vogel Wunschfrei“ – Melodram, Komponist: Ronald Poelman, Nepomuk Musik- Verlag, CH Basel, 2009.

Text zu „Lucie Sonnenstrahl“ – Melodram, Komponist: Ronald Poelman, Pianodidakt Musik-Verlag, 2010.

Weitere in diversen Anthologien.

Ausstellungen:

2005 „ZEIT UNG BRIEF“, Collagen, NWZ-Pressenhaus

2006 „Poesie im Wind“ – Gedichte auf Segeln, Bad Zwischenahn

2011 „Ikara fliegt“ – Gedichte, Collagen, Objekte, Fotos. Kunstsalon Leuwer, Bremen.

2013 „Lyrikpark Hildesheim“.

2015 1. Platz des Landschreiber-Wettbewerbs in der  
Kategorie Prosaisch-literarische Texte

*Janina Michl*

ist 1992 geboren und „lebt, liebt, schreibt in Stuttgart von  
Anbeginn bis Ungewiss. Meistens mit einem Kätzchen auf  
dem Schoß. Die eine oder andere Kurzgeschichte durfte sich  
bisher sogar ein Preiskrönchen aufsetzen lassen: Da gab’s  
zweimal den Förderpreis des Landschreiber-Wettbewerbs,  
den Athmer-Lyrikpreis und auch mal den AE-Johann Preis  
für Reisegeschichten.“

*Jenny Schon*

Brühl/Rheinland – Berlin.

Trutnov/Böhmen geboren;

Brühl/Köln: Schule und Steuerberaterlehre;

Westberlin: Buchhändlerin, eigene Buchhandlung. Studium  
der Sinologie, Publizistik, Philosophie, Kunstwissenschaften.

Lehraufträge für Chinesische Philosophie. Seit 1995 freie  
Schriftstellerin, Stadtführerin.

PEN-Mitglied. Gründungsmitglied Kunstraumsteglitz e.V.,

Berlin, Mitglied im Stifter Verein, München, und der

Künstlergilde, Esslingen.

Diverse Sachbücher.

Lyrik: Böhmisches Polka, dt.-cz., 2005; Wie Männer mich  
lehrten die Bombe zu halten und ich sie fallen ließ, 2009;

fuss volk, 2012; Rheinisches Rondeau, 2012; ...endlich  
sterblich - de brevitae vitae, Gedichte, 2016.

Romane: Der Graben, 2005; Die Sammlerin, 2009; 1967 –  
Wespenzeit, 2015.

Erzählungen, Essays: PostelbergKindeskinder, 2011.  
Rheinisches Rondeau, 2012, Finger zeig, Geschichten zum  
25. Jahr der Maueröffnung, 2014. Böhmen nicht am Meer –  
Eine Spurensuche bis heute, 2016.  
Diverse Veröffentlichungen in Anthologien, Zeitschriften,  
Jahrbüchern.

Auszeichnungen (u.a.): 1. Preis für das Gedicht *Winterliebe*,  
Berne, 2011; Anerkennungspreis für den Essay *Als ob einem  
die Augenlider weggeschnitten wären*, Frankfurt/Oder,  
Kleist-Haus 2011; 3. Preis Lyrik für das Gedicht  
*Stadtrandgeschichten*, Künstlergilde, 2013; Bestenliste Lyrik-  
Wettbewerb Hildesheim *Winterliebe*, 2014; Sonderpreis  
Mundart Landschreiber-Wettbewerb Münster, 2015;  
Platzierte für Queerlyrik, 2015. 2. Preis für Lyrik für das  
Gedicht *Kafka*, Künstlergilde Esslingen, 2015.



# Nachwort

*Moin, nochmal!*

von Klaus Siewert

---

Die Verwunderung reicht weit zurück: schon vor 100 Jahren, ab dem Beginn des Tourismus in Ostfriesland, rätseln die Fremden darüber, weshalb die Einheimischen am Morgen, über Tag und am Abend bei der Begegnung mit anderen Menschen gleichbleibend *Moin!* sagen. Die irrige Vermutung, das Wort bedeute `Morgen!`, führt die Gäste des Landes dann gelegentlich auch zur mild belächelten Geringschätzung der Menschen, die am Abend mit `Morgen!` grüßen und mittags nicht anders. Da nun die an Sprachwitz und Schlagfertigkeit kaum zu schlagenden Ostfriesen selbst oftmals nicht wissen, was sie da sagen, ist hier die Sprachwissenschaft gefragt:

*Moin* ist in Ostfriesland keine lautliche Verformung (Kontraktion) des Wortes *Morgen* (die es andernorts durchaus gibt: *Morjen* >

*Moin*) und bedeutet hier eben auch nicht `Morgen`.

Im ostfriesischen Plattdeutsch gibt es ein Wort *moi*, das `gut, schön, hübsch` bedeutet und so auch in anderen west- und nordgermanischen Sprachen vorkommt, nur eben im Hochdeutschen nicht; das *-n* in *Moin* ist Flexionselement und markiert den Akkusativ Singular: `(einen) guten!`. *Moin* als Begrüßungsformel ist eine Verkürzung, wie wir sie durchaus auch aus anderen Regionen des deutschen Sprachgebiets kennen: Statt *Guten Tag!* wird vorn oder hinten verknappend gesagt: *Tag!* oder *Guten!* Der letzteren Variante des Musters entspricht unser ostfriesisches *Moin!*, das also mit `Guten!` zu übersetzen ist und damit je nach tatsächlicher Tageszeit `Guten (Morgen)!`, `Guten (Tag)!` und `Guten (Abend)` bedeutet.

... unter dem Gesichtspunkt der Sprachökonomie ein perfektes Passepartout-Wort und zugleich Alleinstellungsmerkmal der ostfriesischen Sprachkünstler.